

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Kohan, Martín
Sittenlehre

Roman
Aus dem Spanischen von Peter Kultzen

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42182-6

SV

Martín Kohan

Sittenlehre

Roman

Aus dem Spanischen von
Peter Kultzen

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel *Ciencias morales*
bei Editorial Anagrama, Barcelona.

© Martín Kohan, 2007

Die Übersetzung wurde im Rahmen des Sur-Programms
zur Förderung von Übersetzungen des Außenministeriums
der Republik Argentinien gefördert.

Erste Auflage 2010

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42182-6

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Sittenlehre

Juvenilia

Früher war dies – das *Colegio Nacional* – eine reine Knabenschule. Damals, zu jener weit zurückliegenden Zeit, zur Zeit des *Colegio de Ciencias Morales*, und erst recht davor, zur Zeit des *Real Colegio de San Carlos*, muß hier zwangsläufig alles eindeutiger und klarer gewesen sein. Ganz einfach: Die Hälfte dessen, was diese Welt heutzutage ausmacht, war noch nicht vorhanden. Diese Hälfte mit ihren Trägerkleidchen, ihren Haarbändern, -spangen und -schleifen, für die in der Schule eigene Toiletten und beim Sportplatz eigene Umkleideräume geschaffen werden mußten, diese Hälfte gab es früher, viel früher, zur Zeit eines Miguel Cané, eines Professor Amadeo Jacques schlicht und ergreifend nicht. Die Schule, das Colegio, war eine kompakte Sache, es gab nichts anderes als Jungen. Damals ging es hier bestimmt ruhiger zu, nimmt die Aufseherin der zehnten Obertertia wenigstens an, jetzt, wo ihre Aufmerksamkeit nachläßt, kurz vor Ende der zweiten Nachmittagspause. Wie alle wissen, heißt sie María Teresa; daß sie abends, bei ihr zu Hause, Marita genannt wird, auf die Idee käme wohl niemand. Das sind so die Gedanken María Teresas, wenn sie abschweift – was man der Aufseherin der zehnten Obertertia aber nicht anmerkt; von den zehn Minuten, die die zweite Nachmittagspause dauert, sind da schon mehr als acht verstrichen. Richtete man sich allerdings – das macht sich María Teresa nicht klar – immer noch danach, was wäh-

rend jener Glanzzeit des Colegio die Norm war, könnte sie sich unmöglich an ihrem jetzigen Platz befinden; denn so wie damals keine weiblichen Schüler zugelassen waren, gab es natürlich auch keine weiblichen Lehrkräfte, geschweige denn weibliche Aufseher. Damals, anders als heute, war diese Welt nicht gespalten; damals mußte gegebenenfalls etwas ganz anderes unter einen Hut gebracht werden, wie man in *Juvenilia* nachlesen kann, einem der Klassiker unter den Büchern, die zum Lektürekanon dieser Schule gehören – die jetzigen Schüler sprechen den Titel, absichtlich oder aus Ahnungslosigkeit, falsch aus, hartnäckig reden sie immer nur von »Juvenilla«: Was erreicht werden mußte, war ein friedliches Miteinander der Schüler aus Buenos Aires und der Schüler aus dem Rest des Landes. Nicht selten kam es aus diesem Grund zu Streitereien, ja körperlichen Auseinandersetzungen, bei denen die Beteiligten sich alle möglichen Blessuren zuzogen, aber das war trotzdem nichts im Vergleich zu der heutigen Aufgabe, die darin besteht, Jugendliche männlichen und weiblichen Geschlechts im ständigen Miteinander zu überwachen. Daß die Jungen aus Buenos Aires sich mit denen aus der Provinz prügeln, war letztlich nichts anderes als Ausdruck einer tiefen Wahrheit der argentinischen Geschichte; in dieser Hinsicht erfüllte die Schule längst ihre Bestimmung: Sie sollte einen Querschnitt der ganzen Nation ergeben. Oder hatte Schulgründer Bartolomé Mitre seinerzeit Urquiza, den Mann aus Entre Ríos, in der Schlacht bei Pavón nicht endgültig und zum Wohle aller bezwungen? Hatte, noch davor, Juan Manuel de Rosas, der das Bündnis der Republiken seiner Tyrannei unterwarf, während der langen Zeit der Düsternis, die seine Herrschaft für Argentinien

bedeutete, das Colegio etwa nicht schließen lassen? Bemühte sich Domingo Sarmiento, der Mann aus San Juan, nicht vergeblich darum, in diese Schule aufgenommen zu werden? Gelang dies dafür etwa nicht Juan Bautista Alberdi aus Tucumán, der sich dadurch für den Rest seines Lebens den Neid und die Mißgunst Sarmientos einhandelte? Daß Hauptstädter und Provinzler ihre Schwierigkeiten untereinander ausfochten, gehörte zur Geschichte dieser Schule, so wie es zur Geschichte dieses Landes gehörte. Miguel Cané nimmt in *Juvenilia* diesbezüglich kein Blatt vor den Mund. Daß die heutigen Schüler so über dieses Buch reden, wie sie es nun einmal tun – im Grunde nicht anders als ungebildete Menschen –, spielt keine Rolle; sie haben es gelesen, und sie wissen sehr wohl, was es bedeutet, daß das Colegio in gleicher Weise Jungen aus den nördlichen Provinzen Argentiniens wie auch aus der Stadt Buenos Aires aufzunehmen hatte. Dieses Zusammenleben friedlich zu gestalten war für jemanden wie Professor Amadeo Jacques – ein gebürtiger Franzose – oder einen Schulleiter wie Santiago de Estrada eine durchaus zu bewältigende Aufgabe. Aber diese Schule war damals eben eine reine Knabenschule. Ohne sich mit ihnen messen zu wollen, einfach bloß, indem sie die Gedanken schweifen läßt, begreift María Teresa, wie anders sich ihre Aufgabe unter den gegenwärtigen Verhältnissen darstellt. Sie will sich nicht messen, auf die Idee, es mit so angesehenen Persönlichkeiten der Vergangenheit aufnehmen zu können, käme sie nicht; sie erlaubt es sich bloß, während sie wie abwesend vor sich hin starrt, daß die eine oder andere Idee aus dem Verborgenen hervorkommt und sich mit einer zweiten verbindet, die sich ihrerseits davonstiehlt und mit wieder einer ande-

ren verbindet, und in diesem Hin und Her bildet sie sich eine Vorstellung davon, wie die Schule gewesen sein mag, als sie noch ein kompaktes und harmonisches Ganzes war, damals, vor mehr als hundert Jahren, zu einer anderen Zeit.

Diesmal überrascht sie das Klingelgeräusch – eigentlich wissen alle immer ziemlich genau, wann es soweit ist. Die Pause ist zu Ende. Das Klingeln, das kraftvoll, aber nicht schrill tönt, dauert exakt fünfundfünfzig Sekunden, also etwas kürzer als eine Minute. Jeder weiß das. Aus einem ganz bestimmten Grund ist es ratsam, dies zu wissen, wie es auch ratsam ist, sich auf die genau bemessenen fünfundfünfzig Sekunden einzustellen, statt sich mit der vergleichsweise vagen Zeitspanne von einer Minute zu begnügen, denn genau in dem Augenblick, in dem das Läuten verstummt – der Nachhall wird nicht dazugerechnet –, haben die Schüler fertig aufgestellt dazustehen, in völligem Schweigen, nach Körpergröße angeordnet, jede Klasse vor dem Eingang zu ihrem Klassenraum.

Die zehnte Obertertia stellt sich vor der vorletzten Tür im Gang auf. Nicht selten hört man nach dem Verstummen der Klingel noch ein Scharren, ein Auftreten, manchmal sogar ein Lachen, woraufhin die Aufseher einzuschreiten haben.

»Ruhe.«

Und dann wird es wirklich still. Handelte es sich bei dem, was außerhalb der erlaubten Zeit zu hören war, nur um einen verspäteten letzten Schritt, ist sicherzustellen, daß die Schüler anschließend tatsächlich wie vorgesehen ruhig dastehen. Handelte es sich dagegen, was schwerer wiegt, um ein Lachen, ein Lachen oder ein

dem Lachen ähnliches Geräusch, gilt es, den Spaßvogel, der sich höchstwahrscheinlich zu weiteren Scherzen verlockt fühlt, ausfindig zu machen und vortreten zu lassen, um ihm seine Strafe zu verabreichen. Für gewöhnlich verhält sich der Betreffende in solchen Fällen durch seinen gesenkten Kopf.

Im Normalfall wird der Aufforderung jedoch ohne weitere Störung Folge geleistet.

»Abstand nehmen.«

Eine Stimme erklingt für den gesamten Gang. Weil die Decken so hoch oder die Wände so dick sind, ist es, als würde die Stimme widerhallen und sich vervielfältigen, aber jeder weiß, hier ist nichts wiederholt worden, die Befehle werden nur ein einziges Mal ausgesprochen, das reicht. »Abstand nehmen« ist eines der grundlegenden Dinge, die die Schüler des Colegio lernen müssen. Auch wenn sie sich in Zweierreihe aufgestellt haben, nach Körpergröße, bei den Kleinsten beginnend – solange sie nicht Abstand nehmen, wirkt das Ganze unordentlich, als wären zwar alle anwesend, aber noch nicht angetreten, es hat etwas Nachlässiges, und dagegen muß unbedingt eingeschritten werden. Sobald die Schüler Abstand genommen haben, bekommt die Aufstellung jedoch etwas Geradliniges und Ausgeglichenes, erlangt eine – im übrigen höchst angemessene – genaue Symmetrie. Hierfür ist es notwendig, daß man den rechten Arm ausstreckt, oder vielmehr durchstreckt, und die Hand oder besser noch die Fingerspitzen auf die rechte Schulter des Vordermannes legt. Nachdem dieser Vordermann per definitionem kleiner ist als der, der hinter ihm steht, bildet jeder Arm eine vollkommen gerade Linie, die allerdings zugleich sanft absteigt. So macht man das, heute und für allezeit.

So stellen sich die zwei Mädchenreihen auf, dahinter die Jungen. María Teresa achtet besonders sorgfältig – zugleich aber möglichst unauffällig – auf die heikle Stelle, wo die ersten beiden Jungen, die auch die Kleinsten sind, hinter den letzten beiden Mädchen stehen, den beiden größten. Die kleineren männlichen Schüler haben im allgemeinen noch etwas Kindliches, Bartwuchs zeigt sich bei ihnen noch nicht, oder so gut wie nicht, während die größeren Mädchen immer auch die am stärksten entwickelten sind. Sobald es heißt »Abstand nehmen«, müssen die entsprechenden zwei Jungen – in der zehnten Obertertia sind das Iturriaga und Capelán – die Hand oder besser noch die Fingerspitzen auf die Schultern der beiden Mädchen vor ihnen legen – in der zehnten Obertertia sind das Daciuk und Marré. Diese Schultern sind für sie unbestreitbar weit entfernt, zu hoch, sie müssen sich fast auf die Zehenspitzen stellen, um bis dorthin zu kommen. Diesen Kontakt verfolgt die Aufseherin María Teresa sehr genau. Wichtig dabei ist selbstverständlich nicht die unterschiedliche Körpergröße, und auch nicht, daß Iturriaga und Capelán, indem sie die Arme ausstrecken, womöglich keinen restlos überzeugenden Anblick abgeben. Das ist es nicht, und auch nicht die eindeutige Geste, die der Arm vollführt, indem er steif nach vorne beziehungsweise nach oben ausgestreckt wird, sondern etwas anderes. Etwas anderes ist wichtiger. María Teresa muß sehr sorgfältig darauf achten, was während des Abstandnehmens mit diesen zwei männlichen Händen auf zwei weiblichen Schultern geschieht, allerdings hat dieses Abstandnehmen im Unterschied zum Klingeln, das das Pausenende anzeigt, keine exakt festgelegte zeitliche Ausdehnung, es unterliegt vielmehr der per-

sönlichen Entscheidung Herrn Biasuttos, des Oberaufsehers.

»Stillgestanden.«

Erst wenn Herrn Biasuttos Stimme zu hören ist, die den Befehl erteilt, stillzustehen, sinken die Arme hinab und der Kontakt wird beendet. Dann nimmt jeder seinen Platz ein, im vorgeschriebenen Abstand, und es ist soweit, daß das Betreten des Klassenraums erlaubt werden kann. Nicht selten jedoch zögert Herr Biasutto die Aufforderung hinaus, verleiht er dem Augenblick des Armausstreckens eine längere Dauer, sei es, um sicherzustellen, daß in allen Reihen, denen der Mädchen wie denen der Jungen, perfekte Ordnung herrscht, sei es, um den Aufsehern, die ihm unterstellt sind, Zeit zu geben, mögliche Unregelmäßigkeiten innerhalb der Reihen festzustellen. Ist dabei auf dem Gang auch nur die geringste Unruhe zu bemerken, zögert Herr Biasutto nicht, die Situation andauern zu lassen.

»Ich habe es nicht eilig, meine Damen und Herren.«

Letztens mußte María Teresa am Ende der ersten Pause feststellen – oder sie glaubte, feststellen zu müssen –, daß Capeláns rechte Hand *übermäßig fest* auf Marrés rechter Schulter auflag. Er hatte Abstand genommen, natürlich, wie es seine Pflicht war, der er auch nachkam, aber möglicherweise war das doch mehr als bloßes Abstandnehmen. Eine Sache war es, sich beim Abstandnehmen an der Schulter auszurichten, etwas ganz anderes jedoch, ebendiese Schulter festzuhalten, zu berühren, mit der Hand zu umfassen und Marré die Berührung durch die Hand absichtlich spüren zu lassen, statt sie einfach nur leicht und gewissermaßen unschuldig dort abzulegen.

»Müde, Capelán?«

»Nein, Fräulein Aufseherin.«

»Ist der Arm so schwer, Capelán?«

»Nein, Fräulein Aufseherin.«

»Möchten Sie lieber abtreten und sich im Büro vom Herrn Studienleiter ein wenig ausruhen, Capelán?«

»Nein, Fräulein Aufseherin.«

»Dann nehmen Sie jetzt Abstand, wie es sich gehört.«

»Jawohl, Fräulein Aufseherin.«

Wenn dagegen Iturriaga hinter Daciuk Abstand nimmt, ist nie eine Unregelmäßigkeit festzustellen. Ohne Zweifel ist Capelán derjenige, auf den María Teresa besonderes Augenmerk zu richten hat. Seit der Ermahnung neulich – es kam einem Wunder gleich, daß Herr Biasutto darauf verzichtete, einzugreifen – läßt sich Capeláns Vorgehen nur als äußerst behutsam bezeichnen, *allzu* behutsam vielleicht; so ist es jedenfalls auch nicht richtig: Er läßt nicht mehr die ganze Handfläche auf Marrés Schulter aufliegen, nein, bloß noch die Finger, wie es ja auch sein soll, oder vielmehr, noch besser, bloß die Fingerspitzen. Und er läßt sie eigentlich nicht einmal aufliegen, er nähert sich damit nur der Schulter, bis es zu einer sachten Berührung kommt, so wie wenn man versucht, geräuschlos eine Tür anzulehnen oder zuzudrücken. Wenn María Teresa ganz genau hinsieht, erkennt sie jedoch – oder glaubt sie zu erkennen –, daß Capeláns scheinbar so vorsichtige, zurückhaltende Annäherung es eher auf ein Streicheln als auf ein bloßes Berühren abgesehen hat. Capelán läßt die Hand nicht mehr unangemessen schwer auf der Schulter von Marré, seiner vor ihm stehenden Klassenkameradin, aufliegen, dafür versucht er es nun aber, nicht weniger dreist, mit etwas anderem: Offensichtlich möchte

er darüber hinwegstreichen. Ganz sanft, so als wollte er sie kitzeln oder nervös machen.

»Was ist los, Capelán, so schlapp heute?«

»Nein, Fräulein Aufseherin.«

»Dann nehmen Sie doch Abstand, wie es sich gehört.«

Capeláns wie schwerelose Hand, die er mit gespielter Unschuld ausstreckt, als ginge ihn das alles nichts an, nähert sich Marrés Schulter, dem Bereich, wo der vorschriftsmäßig blaue Pullover eindeutig und unzweifelhaft eine abgerundete Auflagefläche bildet. Zielgerichtet kann man das allerdings kaum nennen, eher schon vage, vor allem aber scheint die Hand in verdächtiger Weise darauf bedacht, es keinesfalls zu einem Aufliegen kommen zu lassen, und so zögert sie, es ist weniger ein Berühren als ein Tasten, ja ein Abtasten, als wäre Capelán blind, weswegen es auch passieren könnte, daß diese Hand – María Teresa kommt es jedenfalls so vor – statt auf Marrés Schulter auf Marrés Kragen stößt, auf die Kragenfalte von Marrés vorschriftsmäßig hellblauem Hemd, oder schlimmstenfalls auf Marrés Hals, auf die Haut an Marrés Hals, und damit auf Marré selbst.

»Fühlen Sie sich nicht gut, Capelán?«

»Doch, Fräulein Aufseherin.«

»Haben Sie was an der Hand? Die zittert doch, Capelán.«

»Nein, Fräulein Aufseherin.«

»Sind Sie sicher, Capelán?«

»Ja, Fräulein Aufseherin.«

»Dann ist es ja gut.«

Derweil verstreicht, zusammen mit dem Herbst, der langsam in den Winter übergeht, María Teresas erstes Jahr als Aufseherin am Colegio. Angefangen hat sie im

Februar, da war es noch heiß, drei Wochen vor den März-Prüfungen und sechs vor Schuljahresbeginn. Zunächst hatte sie ein Vorstellungsgespräch beim Studienleiter, der entschied, daß sie angestellt werden solle. Dann erklärte ihr der Oberaufseher Herr Biasutto in einer Unterredung, die nicht länger als fünfzehn Minuten dauerte, wie sich die Überwachung der Schüler des Colegio am besten bewerkstelligen ließ, wozu er ihr eine Reihe von Tips mit auf den Weg gab. Gar nicht so einfach war es, Herrn Biasutto nach, »das richtige Maß« zu finden. Das richtige Maß, um die wirkungsvollste Überwachung zu erreichen. Ein wachsamer Blick, dem nicht die geringste Kleinigkeit entging, so vollkommen aufmerksam war er, trug sicherlich dazu bei, daß keine Regelwidrigkeit, kein einziger Verstoß unbemerkt blieb. Ein in dieser Weise wachsamer Blick konnte allerdings, eben gerade aufgrund seiner Wachsamkeit, seinerseits zwangsläufig nicht unbemerkt bleiben und wurde insofern unweigerlich zu einer Art Warnsignal für die Schüler. »Das richtige Maß« bestand folglich in einem Blick, der nichts übersah und der doch zugleich selbst ohne weiteres übersehen werden konnte. Die Lehrer kannten das Problem nur zu genau. Deshalb stellten sie sich während einer schriftlichen Prüfung auch immer an die Rückwand des Klassenraums: So kann man sehen, ohne gesehen zu werden. Schon am flüchtigsten Seitenblick eines Schülers läßt sich dabei seine Absicht, beim Banknachbarn zu spicken, erkennen. Die Aufseher mußten sich eine ebenso große Geschicklichkeit aneignen, um das gleiche Maß an unüberwindlicher Diskretion zu erreichen. Aber nicht um »hinzusehen, ohne etwas zu sehen« – wie man es unaufmerksamen Menschen nachsagt –, sondern im Gegenteil,

um zu sehen, ohne hinzusehen, um alles sehen zu können, obgleich man doch scheinbar nirgendwo hinsieht.

María Teresa setzt diese Ratschläge, die Herr Biasutto ihr am ersten Arbeitstag darlegte, am Ende jeder der drei nachmittäglichen Pausen um, und zwar, wenn es heißt »antreten«, »antreten und Abstand nehmen«. Herrn Biasuttos Hinweise helfen ihr, um diesen scheinbar so gleichgültigen Schüler mit Namen Capelán unter Kontrolle zu halten. Außer Iturriaga sind alle seine Mitschüler, seine männlichen Mitschüler, größer als er, deshalb ist er, neben Iturriaga, der erste in der Jungenreihe. Genau vor ihm steht Marré. Er kann sie berühren, das ist erlaubt. Aber nicht nur erlaubt, es ist vorgeschrieben. Er muß sie mit der Hand an der Schulter berühren, besser noch mit den Fingerspitzen, um korrekt Abstand zu nehmen. María Teresa tut derweil, als sähe sie bald hierhin, bald dort hin, es soll aber nicht unaufmerksam wirken, das wäre unglaublich, es soll vielmehr so aussehen, als sähe sie in gleicher Weise überallhin.

Natürlich achtet sie dabei sehr genau darauf, was sich zwischen Capelán und Marrés Schulter abspielt, zwischen Capeláns Hand – Capeláns Fingern – und Marrés Schulter. Sie tut, als sähe sie gleichermaßen überallhin, in Wirklichkeit jedoch konzentriert sich ihr Blick ganz auf dieses Detail. Sie trägt eine Brille. Sie rückt die Brille zurecht. Sie sieht, oder meint zu sehen, daß Capelán ganz leicht die Finger bewegt. Die Finger an der Hand auf Marrés Schulter. Möglicherweise hat er sie ganz leicht bewegt. Möglicherweise hat er sie an Marrés Schulter gerieben. María Teresa stellt den Blick scharf, allerdings ohne es sich anmerken zu lassen, um Capeláns Gesicht einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Es wirkt

ebenso ausdruckslos wie das Iturriagas, der neben ihm Abstand nimmt und dabei die Anwesenheit Daciuks, unmittelbar vor ihm, nicht einmal wahrzunehmen scheint. Aber auf diesen Gleichmut, María Teresa weiß Bescheid, ist kein Verlaß. Schamlos üben sich die Schüler in der Kunst der Verstellung. Da tritt sie einen Schritt vor, ganz langsam. Jetzt befindet sie sich nicht mehr auf der Höhe Capeláns, sondern Marrés. Nicht Capeláns Gesicht erforscht sie nun insgeheim, sondern das von Marré. Und dabei bemerkt sie oder glaubt sie zu bemerken, daß Marré langsam die Augen schließt – eine Art Blinzeln, aber in Zeitlupe. Sie faßt es so auf – sie hat den Eindruck, daß es so aufzufassen ist –, daß die Art, wie Marré die Lider niederschlägt, Unbehagen verrät. Ganz sicher ist sie sich nicht, aber sie hat keine Zeit, um der Sache genauer auf den Grund zu gehen.

»Ist etwas, Marré?«

»Nein, Fräulein Aufseherin.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja, Fräulein Aufseherin.«

»Gut.«

Und da erteilt Herr Biasutto den Befehl »stillgestanden«. Die Schüler nehmen die Arme herunter und blicken auf den Nacken des Vordermanns. Die Gänge des Colegio sind allezeit in ein gleichmäßig trübes Licht getaucht, wie an einem bewölkten Tag; ob draußen die Sonne scheint oder nicht, spielt keine Rolle. Zu den Seiten sind sie bis zu einer bestimmten Höhe grün gekachelt; darüber ist bloße Wand. Der nächste Befehl wird erteilt: »In die Klasse!«

In der Nacht – einer freudlosen Nacht – träumt María Teresa, obwohl sie seit jenem Moment nicht mehr daran

gedacht, das Ganze eigentlich vergessen hat, von Marrés Gesicht, dem Ausdruck darauf. Was sonst noch in dem Traum vorkam, könnte sie kaum sagen, eigentlich erinnert sie sich an gar nichts, bis auf das Bild eben, das aber ganz genau: das Gesicht des Mädchens aus dem Colegio, Marré heißt sie. Auch als sie schon ein Weilchen wach ist, auch nachdem sie das Bett gemacht, sich die Zähne geputzt, die Kleider zurechtgelegt, den Rosenkranz geküßt, sich das Haar zusammengebunden und den Vorhang aufgezogen hat, wundert sie sich noch immer ein wenig darüber. Dann schlüpft sie in einen farblosen Morgenmantel, den sie bis zum Hals zuknöpft, ganz bis oben, und geht in die Küche, wo die Mutter sie mit dem Frühstück erwartet. Das Radio ist an, wie immer steht es seitlich auf dem Tisch, gerade kommen die Nachrichten. Mutter und Tochter sagen guten Morgen.

»Hast du gut geschlafen?«

»Ja.«

Die Mutter setzt sich nicht mit an den Tisch. Wahrscheinlich hat sie schon gefrühstückt, vielleicht will sie gar nicht frühstücken. Sie ist damit beschäftigt, etwas für das Mittagessen vorzubereiten. Von dem brodelnden Wasser steigt ein starker, süßlicher Geruch auf, um diese Uhrzeit nicht besonders angenehm. Die Mutter überwacht den Kochvorgang, als ob neben Wärme und Zeit noch etwas anderes nötig wäre, damit Dampf aus dem Topf steigt. Keine der beiden sagt ein Wort, nur die Stimme des Nachrichtensprechers ist zu hören. Er gibt die folgenden Neuigkeiten bekannt: In Buenos Aires ist es heute bewölkt; die Seen im Palermo-Park werden umgestaltet; die Zahl der Kinobesucher ist gesunken; die Provinz Mendoza meldet Schneefälle, für die Jahreszeit zu früh; zwei

holländische Wissenschaftler haben herausgefunden, daß Tiere träumen; Tagestemperaturen heute nicht über dreizehn Grad.

»Was riecht da eigentlich so?«

»Im Topf, meinst du?«

»Ja.«

»Rote Bete.«

Im Radio kommt jetzt Reklame: ein Lied über Uhren; jedesmal, wenn man denkt, es sei zu Ende, fängt es wieder von vorn an. Dann ohne Übergang Werbung für Aspirin.

»Magst du etwa keine rote Bete?«

»Weiß ich nicht.«

»Was heißt, weiß ich nicht?«

»Daß ich es nicht weiß.«

»Fang bloß nicht damit an, Marita, rote Bete hast du immer gerne gegessen.«

Unter der Vase mit den Plastikblumen liegt ein verschlossener Briefumschlag auf dem Tisch. Als María Teresa ihn erblickt, fragt sie – obwohl sie sich die Frage eigentlich selbst beantworten kann, da sie die Antwort im Grunde schon kennt –, ob das ein Brief von ihrem Bruder sei. Die Mutter bejaht. Und sagt, sie habe ihn diesmal nicht selbst öffnen wollen, damit es ihr nicht ergeht wie sonst: daß sie nämlich – noch bevor sie überhaupt zu lesen beginnt – zu weinen anfängt, kaum daß ihr Blick auf die Handschrift des Sohnes fällt, der zur Zeit nicht zu Hause ist. Lieber soll Marita den Brief lesen und ihr dann sagen, was drinsteht, das ist besser.

María Teresa reißt mit zwei Fingern die eine obere Ecke des Briefumschlags ab. Dann schiebt sie das Messer, das eigentlich für den Käse oder die Butter gedacht war, in die Öffnung und schlitzt den Umschlag auf. Die Mut-